Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1913

78 (4.4.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 26

Visual Library

Für unsere Frauen.

Der Klapperstorch streikt.

k. r. Zu den wehesten Schmerzen der sogenannten „Patrioten" und „besseren Klassen" gehörte in den letzten Zeiten die Tatsache, daß die Geburtenhäufigkeit in Deutschland erheblich zurückgeht. Der Klapperstorch streikt und bringt nicht mehr so viele Kinder als früher. Das bereitet nun den herrschenden Klassen, die selber nicht an übermäßigem Kindersegen leiden, ein gräßliches Bangen und Wehe. Denn was soll wohl in Deutschland werden, wenn alle reichen Nichtstuer einmal nicht mehr so massenhaft proletarische Arbeitskräfte besäßen, von deren Arbeit sie sich nähren, nicht mehr so massenhaft proletarisches Kanonenfutter, um es im Weltkriege für ihre Interessen zur Schlachtbank zu führen, wenn sie mit dem bisher ach so billigen proletarischen Menschenfleisch nicht mehr so aus dem Vollen wirtschaften können, sondern gar Rücksichten nehmen müßten? In der Tat, eine ganz unangenehme Aussicht für die Besitzenden! Und es lassen sich da nicht einmal Hintzegardisten oder Schutzleute zu den sonst so beliebten Arbeitswilligendiensten heranziehen. Der Klapperstorchstreik ist mit fremden Arbeitswilligen nicht kaput zu machen. Da blieb als Tröster in den schweren Nöten nur noch die eine Hoffnung, daß der fatale Geburtenrückgang nur eine vorübergehende Erscheinung sei und sich bald wieder das Wort des Herrn: „Seid fruchtbar und mehret euch" am Volke erfüllen werde. Aber ach — diese Hoffnung scheint gänzlich zu Wasser zu werden. —

Wie wir aus einem Artikel in der bürgerlichen Presse — der „Straßburger Post" — entnehmen, geht es unaufhaltsam weit mit dem Verzicht auf allzu reichen Kindersegen. Zwar liegen die Ergebnisse des abgelaufenen Jahres 1912 noch längst nicht alle vor. Sie werden für die einzelnen Bundesstaaten erst gegen Mitte, für das ganze Reich erst gegen Ende dieses Jahres veröffentlicht, aber soweit sie für die Mehrzahl der deutschen Großstädte schon mitgeteilt sind, ist hier fast überall **eine noch geringere Zahl der Lebendgeborenen im Jahre 1912 als im Jahre 1911 zu konstatieren.** Am schärfsten war nach dem vorgenannten Artikel der Rückgang (auf je 1000 Einwohner) in

	1911	1912	
Neukölln mit	25,9	23,7	Lebendgeborene,
Frankfurt a. M. mit	21,1	20,9	„
Schöneberg mit	15,3	13,7	„

Schöneberg, das dabei den Rekord schlägt kommt Wilmersdorf mit einer Geborenenziffer von 3,9 aufs Tausend ganz nahe; dann kommt Wiesbaden mit 16,8 und Charlottenburg mit 18,3 aufs Tausend.

Dem Artikelschreiber entpressen die Resultate die wehmütige Klage, daß damit die Geburtenziffer dieser Rentnerstädte (Schöneberg, Wilmersdorf, Wiesbaden, Charlottenburg) teilweise schon stark unter die Geburtenziffer der kinderabstinenten Franzosen ist, bei denen sie im Jahre 1910 rund 19 aufs Tausend betrug. — Ob dem Manne dabei nicht der Gedanke kam, daß, wenn die Rentnerfamilien mit so „gutem Beispiel" in der Beschränkung der Kinderzahl vorangehen, es denjenigen Proleten noch viel weniger zu verdenken ist, die den „Kindersegen" mit Maßen genießen? In unserer Zeit, wo bereits über 4 Millionen verheirateter Frauen in den Fabriken fronen, weil die Lebensmittelteuerung einen nicht mehr sinkenwollenden Grad behält, vollzieht sich gerade bei den besser gestellten Arbeitereltern die Kinderzahlbeschränkung aus tiefen, von den Herrschenden verschuldeten Ursachen. Die Massen erwachen, wie über vieles andere, so auch über das Märchen vom „Kindersegen", zum selbständigen Denken und sehen nicht ein, wieso sich ein Elternleben voller Mühen und Entbehrungen lohnt, um schließlich nur den herrschenden Klassen im Ueberfluß hungrige Proleten, Mehrwerterzeuger und rechtloses Kanonenfutter zu liefern. Wenn sogar die Reichen, die sich doch die „Staatserhaltenden" nennen, sich in der Anzahl der Kinder eine weise Beschränkung auferlegen, wer will es dann den Arbeitern verübeln?

Aus einer ganzen Reihe Städte bringt der bürgerliche Artikelschreiber recht interessante Zahlen, die eine geradezu krasse Geburtenabnahme während des letzten Jahrzehnts dartun. Es betrug die Zahl der Lebendgeborenen aufs Tausend in

	1902	1912
Mannheim	42,6	28,7
Danzig	34,7	27,6
Köln	37,8	26,7
Breslau	33,4	26,4
Nürnberg	33,7	25,5
Straßburg	30,0	24,4
Halle	32,4	24,2
Magdeburg	29,2	22,8
Stettin	35,3	22,7
Altona	29,7	22,6
Leipzig	31,5	22,1
München	35,1	21,9
Dresden	31,5	20,3
Hannover	27,0	20,8
Schöneberg	26,5	13,7

Außer diesen Städten haben noch Elberfeld, Barmen, Aachen, Braunschweig, Krefeld, Mainz, Wiesbaden, Lübeck einen Geburtenrückgang aufzuweisen.

Etwas Trost bleibt dem Artikelschreiber indessen doch noch übrig, weil sich trotz aller erwünschten Kinderabstinenz immer noch eine natürlich Bevölkerungszunahme des deutschen Reiches von jährlich über eine halbe Million ergibt. Das Bedenkliche sei nur die scharf hervortretende Tendenz der ständig, und zwar in starkem Maße, sinkenden Geburtenziffer, die wohl eingeschränkt werden könne durch eine intensivere, energischere Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, aber je niedriger diese in einem Lande an sich schon stehe, desto größere und unüberwindlichere Schwierigkeiten stellen sich auch ihrer weiteren Herabdrückung entgegen.

Diese letztere Darlegung soll wohl die Leser der bürgerlichen Presse zu dem Schluß verführen, daß wir in Deutschland eine besonders niedrige Ziffer der Säuglingssterblichkeit bereits erreicht haben. Demgegenüber ist es gut, immer wieder einmal die wahren Tatsachen reden zu lassen. Es starben im ersten Lebensjahre von 100 lebendgeborenen Säuglingen in Belgien 13,2, in den Niederlanden 12,5, England und Wales 12,1, Schottland 11, Dänemark 10,8 Schweden 7,7, Norwegen 6,7; in Deutschland aber 17,8.

In der größtmöglichsten Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit haben also die „Patrioten" und „staatserhaltenden Klassen" eine Möglichkeit vor sich, ihre mit so gefühlvoller Berufung auf das öffentliche Wohl vorgetragenen Besorgnisse über einen Bevölkerungsrückgang zunichte zu machen. Aber die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit kostet leider Geld und Opfer vom Stat und von der Gesellschaft. Und das ist der wunde Punkt für die Besitzenden. Wenn diese jedoch durch den Willen vieler Arbeiter nach Einschränkung der Kinderzahl auf die Dauer sich gezwungen sehen, etwas mehr in Säuglingsfürsorge und Mutterschutz zu tun, dann hat der Klapperstorch streik entschieden mehr für eine kulturelle Lebensweise vieler Eltern und ihres heranwachsenden Nachwuchses getan, als wenn der Starch durch eine unermüdliche Arbeitswilligkeit die herrschenden Klassen aller Sorge um das im Ueberfluß vorhandene billige Menschenmaterial entheben würde.

Hartes, kalkhaltiges Leitungswasser ist zum Waschen sehr ungeeignet, da die im Wasser enthaltenen, festen Bestandteile sich mit einem Teil der Seife zu einer unlöslichen, schmierigen Masse verbinden, welches sich in der Wäsche festsetzt und die sogenannten Kalk- oder Fettläuse bildet. Bei hartem Wasser wird also von vornherein ein Teil der Seife für die Wäsche unwirksam. Zum Enthärten kalkhaltigen Wassers löst man eine Hand voll Henkels Bleich-Soda in etwas lauwarmem Wasser auf und vermischt diese Lösung mit dem Waschwasser. Wenn sich nach halbstündigem Stehen ein Bodensatz gebildet hat, so schöpft man das Wasser vorsichtig ab und erhält so ein vortreffliches weiches Wasser.

Frauen in der Schulverwaltung. Amerika ist auch in Bezug auf die Rechte der Frauen in der Schulverwaltung den anderen Staaten voraus. Wie „Womans Journal" mitteilt, sind die höchsten Beamten im Erziehungswesen in den vier Staaten Kolorado, Idaho, Whoming und Washington Frauen, und ebenso steht an der Spitze des öffentlichen Schulwesens von Chicago eine Frau, die eines der drei höchstbezahlten Aemter im Erziehungswesen von ganz Amerika inne hat. Sieben Städte mit über 300 000 und neun Städte mit 100 000 bis 300 000 Einwohnern haben Frauen in der Schulverwaltung. 495 Frauen führen die Oberaufsicht über das Schulwesen in verschiedenen Provinzen.

Frauenstimmrecht in Südafrika. Im Unterhaus der südafrikanischen Union wurde von einem Vertreter der Arbeiterpartei am 11. Februar ein Antrag auf Einführung des Frauenwahlrechts gestellt. In der sehr regen Debatte stellten sich sowohl der Premierminister wie der Unterrichtsminister auf die Seite des Antragstellers. Von 17 Debatteredner wandten sich nur vier gegen das Frauenwahlrecht. Die Debatte wurde schließlich nach 8¼ Stunden auf zwei Wochen vertagt. — Trotz der günstigen Aufnahme im Parlament besteht aber vorläufig wenig Aussicht, daß der Antrag Gesetzeskraft erhält.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 26. Karlsruhe, Freitag den 4. April 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 26:

Frühling in Lugano. — Ferdinand Avenarius. — Allerlei. — Eingegangene Bücher. — Für unsere Frauen.

Frühling in Lugano.

Es ist, als ob man aus einem dämmerigen Abend plötzlich in einen lachenden Tag kommt. Besonders überraschend wirkt es, wenn man durch die Nacht des Gotthardtunnels in das von Sonnenglanz fast überschüttete Tal gelangt. Es muß wohl eine andere Sonne sein, die hier scheint. Uns Norddeutschen gibt sie sich selbst in den heißesten Tagen nicht in einem solchen Glanze. Und die Sonne, die vor ein paar Tagen die Anlagen an der Isar so lebendig werden ließ, ist es auch nicht. Hier ist es, als schütte sie das ganze Füllhorn ihrer Strahlen auf einmal aus.

Die geckenhaften Reisenden, die die Mehrzahl sind, schreien, kaum dem Zuge entstiegen, nach dem facchino, um sich das Gepäck nachschleppen zue lassen. Ist das besorgt, überlassen sie sich dem Hotelauto oder fahren mit der Drahtseilbahn hinab in die alte Stadt zu dem mittleren Hotel, dem albergo.

Nur so ein einfältiger Kerl, der sonst mehr zu tun hat als zu reisen, und der die Sonne des Südens noch nicht gesehen hatte, steht vor dem Bahnhofe vor Ehrfurcht stumm. Die ihm zu Füßen liegende abfallende Stadt mit ihren Bauten südlicher Eigenart übersieht er. Er schaut entzückt auf den Himmel, der in einem wunderbaren, klaren Blau lacht und auf den See, der in tausend Perlen glitzert. Er sieht auf die Berge, die den See umrahmen, die oben noch der Schnee bedeckt, am Fuße aber von Villen übersät sind und eine berauschend üppige Vegetation haben. Sie zeigen noch etwas die erhabene Strenge der Alpen, gemildert durch die herrlichen weichen Linien des Südens. Das Ganze ist eine Sinfonie von Farben, deren Gleichklang überwältigend wirkt.

Ein facchino mit einem riesigen Koffer ruft nach Schweizer Art: Obacht. Man überhört es. Dafür hat man jetzt kein Ohr, bis man den Stoß im Kreuz hat, der einem erschreckt auffahren läßt, wie ein Kind, das über eine Sünde ertappt wird. Man erinnert sich, daß man noch mehr sehen will, als gerade nur den Golf bestaunen, wenn er es auch immerhin verdient. Die Sorge des Gepäckes ist unbekannt. Was man braucht, das birgt der Rucksack.

Es geht bergab. Aber langsam, sehr langsam. Ueberall gibt es was zu sehen. Diese Gassen, die so überbaut sind, daß die Häuser oben ganz nahe beieinander stehen und zwischen ihnen gerade noch eine Schürze zum Trocknen aufgehängt werden kann. Es scheint für die Bewohner der idealste Trockenplatz zu sein, so kann wenigstens aus der überaus zahlreichen Benutzung geschlossen werden. Und diese Bauart der Häuser. Diese großen glatten Flächen ohne Zierat, auf denen die Sonne, wenn sie in die engen Gassen dringt, so ungehindert Platz hat. Als einziger Schmuck meist nur ein kleiner Erker und oben am Hause ein Gesims.

Unter den überwölbten Gängen, die sich fast an allen Straßen der alten Stadt hinziehen und der Stadt ihr so überaus charakteristisches Gepräge geben, spielt sich Handel und Wandel ab. Zwischen den Bogen sind die Waren gestapelt und die Händlerin in ihrem buntfarbigen Kleide wartet auf die Kundin. In einem Bretterhäuschen sitzt der Schuster. Es ist so eng, daß er sich kaum rühren kann. In einer anderen Bude sitzt der Uhrmacher und wartet in Ruhe auf einen, der ihm seine orologio zur Reparatur gibt. Zwischen all dem bunten Treiben schlängelt sich die elegante Dame mit ihrem seidenen Staubmantel. Mit gerümpfter Nase betrachtet sie flüchtig die Auslagen durch ihre Stielbrille.

Viel merkt man in diesen engen Gassen nicht von der Pracht des Frühlings. Wo aber die Sonne in die Winkel scheint, da wirkt sie ungemein malerisch auf das bunte Gemisch lebhafter Farben. Ein Gefühl beschleicht einem, als ob man jetzt erst die Sonne gefunden und entdeckt hat, was sie vermag und was sie uns ist. Aber dieses vielfältige Leben ist nur in den engen Gassen heimisch. An die breite Straße am See, wo sich Hotel an Hotel reiht, wagt es sich nicht. Es paßt auch da nicht hin in den Schatten der Kasernen. Hier leben die Fremden. Die Engländer und Hochzeitreisenden. Und nur hin und wieder findet man unter einem kleinen Zelt einen Einheimischen, der Obst verkauft und Ansichtskarten, über die wohl der Empfänger staunt, die aber nicht geeignet sind, auch nur die geringste Vorstellung der Wirklichkeit zu wecken.

Eine breite Allee zieht sich am See entlang. Die Sonne meint es so gut, daß man vergißt, wie in Bern ein Tag vorher noch Schnee lag. Hier sprießen Blumen auf den Beeten. Veilchen und Krokus, Hyazinthen und Tulpen. Bald muß auch der Goldregen blühen. Erstaunend gewahrt man, daß man unter Palmen wandelt.

Die Berge, die den See wie einen Kranz einfassen, reizen zum Steigen. Südlich der Stadt erhebt sich spitz in den Himmel ragend der stolze San Salvatore. Eine Drahtseilbahn führt hinauf. Doch mit einem verwöhnten Geschmack und dem ewig ungestillten Verlangen, alle sich bietenden Reize in Ruhe auskosten zu wollen und nicht nur vorübergleiten zu lassen, behilft man sich besser mit seinen eigenen Fortbewegungswerkzeugen.

Von Paradiso aus, dem elegantesten Villen- und Hotelviertel des ganzen Sees mit den üppigsten Gärten, die man sich denken kann, steigt man einen romantischen Pfad hinan. Edle Kastanien, deren Ueppigkeit man immer wieder bestaunen muß, beschatten den Weg. Und zu einer Zeit, in der die Zeitungen melden, daß der Berliner auf dem spiegelglatten Eise des Muggelsees Schlittschuh läuft, läßt man sich die erfrischende Fülle des Kastanienhains gern gefallen. Das Auge erblickt die herbe Schönheit steil abfallender Gründe und den milden Glanz der verschwenderischen Vegetation.

Doch das überwältigendste Bild enthüllt sich vom Gipfel. Der Berg erscheint, als steige er mitten aus dem Wasser heraus. Die Arme des Sees umfangen ihn liebevoll. Der Blick schweift über Höhen, die viele romantische Dörflein und unzählige Villen tragen. Westlich aber breitet sich das Alpenpanorama aus und die Schneefelder der Walliser- und der Berner Alpen, des Wetterhorns und der Jungfrau erglänzen in der Sonne und erscheinen wie von purem Golde überzogen. Wie von einem Rausche befangen steht man vor dieser Pracht. Man wähnt sich in ein Meer von Wonne und Glück versetzt. Ach, all ihr in der Tiefe lebenden, nur einen Tag müßtet ihr die Pracht dieser Erde schauen. Solch einen Frühling müßtet ihr haben. Wir würdet ihr in stummem Staunen stehen.

Unten auf den großen Veranden der Riesenhotels, hinter den Gärten mit den Palmen, Agaven, Magnolien aufs einem Meer von Blüten sitzt man noch beim Diner. Man geht vorüber und flüchtet sich in den Keller einer osteria. Für 20 Rappen läßt man sich einen mezzo litro vino geben, der in einem irdenen Kruge gereicht wird und den man aus einer Tasse trinkt. Der Rucksack muß ein Stück von dem Schwarzbrot hergeben, das in Bern nach vielem Suchen erstanden werden konnte und von dem amerikanischen Schinken, den man das Pfund mit einem Franken bekommt, was etwa 80 Pfennige sind.

In dem engen Raum lagern an den Wänden entlang die Fässer, deren der verführerische Trank entnommen wird.

Dazwischen hockt auf Bänken, Fässern, aber auch auf Kisten und dem Fußboden eine bunte Menge trinkend, rauchend, oder kauend und lebhaft schwatzend. Müüter mit einer Schar Kinder, die um sie herum stehen und die Mäuler aufsperren und die sie der Reihe nach aus einer Schüssel mit einem unerkennbaren Gemengsel speist. Alle aber zeigen lustige, flinke Augen, die den Menschen bestaunen, der ein Stück Fleisch essen kann.

Gern würde man in dieser Stadt länger verweilen. Die Fülle von neuen Reizen fesselt. Doch es treibt einen weiter, der Sonne entgegen. In der Abenddämmerung geht die Fahrt über den See. Kräftig hebt sich der San Salvatore aus dem Wasser. Steil ragen seine Wände auf. Mächtig schlagen die Wellen gegen die Felsen. Noch einen wehmütigen Blick wirft man zurück auf Lugano, das hinter den Bergen verschwindet. Die Sonne vergoldet die Gipfel der Berge und der rötliche Abendhimmel spiegelt sich im See. Die Welt scheint in Flammen gesetzt.

In dreiviertel Stunden ist Porto Ceresio erreicht. Schnell muß Abschied genommen werden vom Frühling am Luganer See. Der Zug nach Genua steht zur Abfahrt bereit und will nicht warten.

A. R.

Ferdinand Avenarius.*)

Von Georg Muschner.

Der Kunstwart konnte jüngst sein 25-jähriges Bestehen feiern. Dieses Jubiläum ist ein Markstein der deutschen Publizistik. Der Kunstwart ist Avenarius und Avenarius ist der Kunstwart. Es ist ganz in der Ordnung, daß bei dieser Gelegenheit der bedeutende Kulturarbeiter allenthalben gefeiert wurde. Auch wir wollen seiner gedenken.

Schauen wir dreißig Jahre zurück, da finden wir einen jungen Literaten, der Jahre lang nur ein halber Mensch ist. Der Vater leidend, er krank. Er will dienen, wird wieder krank. Und ist doch von zäher Energie. Er sitzt still, macht Verse; alles an ihm ist Sammeln, Vorbereiten. Er findet Fühlung mit der damaligen Literatur, nimmt aber selten Stellung. Wo es sich um seine ihm anvertrauten Ideale handelt, temperamentvoll; wo es neuen Erscheinungen gilt, vorsichtig. Er hat seine Urteile, ganz für sich, wagt sie aber noch nicht hinauszugeben und für sie einzutreten. Es ist etwas in dem neuen Literaturgetriebe und in den damals auftauchenden Leuten, das ihn abstößt. Die Harts z. B. sind ihm zu rabiat, zu untultiviert. Er fühlt, daß es so nicht stimmt, daß Einreißen allein nicht hilft, daß übers Ziel schießen lächerlich macht —: in ihm ist ein größeres Verantwortungsgefühl wach. Die Gesellschaft entsteht 1885, ihr Ton ist ihm zuwider; die Freie Bühne 1889, sie zwingt ihm zwar Achtung ab, aber er kommt mit ihren Absichten nicht mit.

Damals schreibt er an einen Freund: Ich warte, bis meine Waffen fertig sind; ich kann vorläufig nur mitplänkeln. Das ist Avenarius.

Er bringt seine ersten Gedichte heraus, findet Anklang bei Vischer, Stieler und andern; wird bekannt; schreibt Kritiken für die Tägliche Rundschau. Begründet mit einem Vermögen von 10 000 Mark den Kunstwart (1887). Und spannt seine Freunde in seine Idee, vor seinen Namen. Das Blatt hat Jahre lang schwer zu kämpfen. Er verliert daran sein Vermögen und hat erst 300 Abonnenten. Aber er schreibt: ich habe mich in den Kunstwart verbissen. Das ist Avenarius.

*) Die Lese bringt soeben eine Avenariusnummer heraus. Es ist wohl noch nie dagewesen, daß ein Literaturblatt den Herausgeber eines andern so weitherzig und anerkennend würdigt. — Wir finden in dieser Avenarius-Lese sogar die Ausführungen, die Avenarius über „Ein Vierteljahrhundert Kunstwart" geschrieben hat. Weniger konkurrenzängstlich kann die Lesegemeinde der Kunstwartgemeinde gegenüber nicht sein. Freilich nimmt der Herausgeber der Lese — Georg Muschner in München — sich auch das Recht, seinen älteren Kollegen unbefangen und offen nach der positiven und negativen Seite hin zu würdigen. Wir drucken diese interessanten Ausführungen hier ab. Das Heft enthält gleichzeitig reizvolle Gegenstücke: ein Kapitel über Gottscheds Diktatur in der Literatur des 18. Jahrhunderts, launige Verse über allerlei Skribenten von Matthias Claudius u. a. Die Nummer steht Interessenten kostenlos durch die Geschäftsstelle der Lese in Stuttgart zur Verfügung.

Die anderen Blätter waren damals vielleicht markantere Erscheinungen; aber sie waren Vorposten, die auf dem Platze blieben. Conrads Gesellschaft ist hin; die Freie Bühne ist hin (die daraus gewordene jetzige Neue Rundschau ist andere Wege gegangen); Kirchbachs Magazin ist hin —: der Kunstwart und Avenarius sind die Einzigen, die sich zusammen ausgewachsen haben. Fast in den Linien, die von Anfang an gezeichnet waren. Von einer Idee einer Persönlichkeit getragen und innerlich vorhergeschaut. Und der Zeit angepaßt. Und mit Aufwand von Redaktionstaktik und publizistischer Politik durchgehalten. Zehn Jahre Kampf, ehe Erfolg kam. Und dieser Erfolg erzwungen, dem Publikum abgerungen. Es liegt Charakter in diesem Leben.

Heute ist Avenarius ein literarischer Machthaber Deutschlands. Er ist für Zeiten ein Vorbild eines Herausgebers geworden. Es ist töricht von den andern, daß sie von ihm noch nicht mehr gelernt haben. Manche Revuen würden nicht so wursteln, wenn ihre Herausgeber und Redakteure klug genug wären von Avenarius zu lernen. Es ist verwunderlich, daß unsere Tagespresse ihre literarischen Beilagen nicht noch viel mehr nach seinem Machtprinzip macht.

Freilich fängt auch der Kunstwart an, langsam in die Bahn der andern zu gleiten. Mir war er lieber, als er enger und einseitiger war. Man schalt zwar über seinen lehrhaften Ton — doch lag Konsequenz darin. Damals kam nichts in das Blatt, was Avenarius nicht geprüft und abgewogen hatte, was nicht in seine Anschauung und in seine Politik paßte. Damals mußten die Autoren lange warten, bis sie berücksichtigt wurden; und manchmal wurde nur ihr Geist verarbeitet, sie selber aber wurden übergangen; aber damals preßte Avenarius aus allem und allen das, was ihm gut schien, heraus — und man darf sagen, nicht nur für sich, sondern für das deutsche Kulturwerk, das ihm vorschwebte. Er war der Papst, der das Getriebe kontrollierte, hielt und schob — aber er war ein fortschrittlicher Papst.

Er wollte die große Sichtungsarbeit vornehmen und war immer um eine Nuance praktischer als alle andern. Er wollte die werdenden Fäden zusammenknüpfen, zu positiver Kulturarbeit für seinen Begriff Kultur. Er wollte nicht nur eine Zeitschrift machen und Papier bedrucken, nicht nur einen Ruf und Namen haben in Literatencafés, Redaktionen und Verlagsanstalten. Ich fasse Avenarius und seinen Kunstwart anders auf: ich glaube, daß die eigentliche Arbeit hinter dem Kunstwart getan wird; ich glaube, daß, nachdem die lebensfähige Auflage erreicht ist, es ihm mehr weit ist, wenn die Volksschullehrer praktisch befolgen, was im Kunstwart theoretisch steht; wenn die Gemeinde X und das Ministerium Y gezwungen werden, das zu berücksichtigen, was er will — als wenn er heute hundert Abonnenten mehr bekommt.

Der Kunstwart ist nur der Abglanz einer Kulturarbeit, die sein Herausgeber hinter den Kulissen wirkt. Und das ist wohl das größte Zeugnis, das man in einer Zeit der Ohnmacht der öffentlichen Meinung einem Publizisten ausstellen kann. Für alle diese praktische Kulturarbeit sind auch der Dürerbund und andere Mittel nur Hilfstruppen. Als ihm eines Tages die Professur angeboten wurde, lehnte er ab, weil er sich mit der Herausgabe eines neuen Familienblattes trug, was ihm wichtiger schien. Das ist Avenarius.

Doch auch er hat seine Tragik. Den Geist, den er beschwor, ward er nicht los. Er vermochte ihn nicht zu weiten, wie der größere Umriß der weiter drängenden Zeitprobleme es verlangt. Er gehört doch ins 19. Jahrhundert. Das 20. hat größere Masseninstinkte, weitere kulturelle Horizonte, als sein Kunst- und Kulturwart zu umspannen vermag. Und für die kommenden sozialpolitischen Aufgaben und ihren literarischen Niederschlag fehlt Avenarius die Anlage. Die große übersichtliche Kritik, der Instinkt für die Zusammenhänge, etwas, was aus einer Wechselwirkung von Erdennähe und Prophetentum geboren wird, hat ihm immer ein wenig gefehlt. Sein Werk ist ein Musterbau aus realpolitischen Details auf mittlerer Linie. Sein großes Verdienst ist die Durchbildung des deutschen Mittelstandes. Der Fortschritt verlangt bereits breitere Kräfte. Avenarius vermag in Literatur und Kunst und andern Dingen für Dezennien vorauszuwirken; aber für das, was noch weiter trägt, fehlt ihm das Gefühl, weil er den Sinn für das Große und Ewige nicht hat. Sonst hätte er das Große in den letzten fünfundzwanzig Jahren herauszustellen vermocht, ohne Sorge und Taktik — und er hat gerade wichtige Erscheinungen zur rechten Zeit nicht sehen wollen. Und heute, wo er allein es nicht mehr bewältigen kann, beginnt der mächtige Kunst- und Kulturwart ein Konglomerat von Meinungen zu werden, bei dem man kritische Fehlgriffe, Richtung, Clique leise zu spüren anfängt.

Ueber alledem wollen wir den Lyriker Avenarius nicht vergessen, der wunderschöne Gedichte gemacht hat, die auf der goldenen Saite der guten deutschen bürgerlichen Poesie spielen. Auch hier hat er mit reiner Vernunft die Seitensprünge seiner dichterischen Zeitgenossen vermieden. — — Es kommt eine neue Zeit, eine Zeit noch strengerer Besinnlichkeit und Verantwortung, aber auch von größerer positiver Kraft. Wir dürfen heute weitherziger anerkennen als früher. Es bleibt nach wie vor das Schwerste, unbeirrt zu sein im großen Tohuwabohu; doch ist unser Sinn gestärkt für das Rechte und der Zug der Zeit verlangt nach selbstloserem Herausarbeiten des Guten. Wir können es uns in diesem Jahrhundert leisten, die Masse unten mitzunehmen und die kühnsten Köpfe oben. Und unsere Politik und Taktik wird nicht mehr darauf gerichtet sein, anders Denkende zu besiegen, sondern das uns Gemäße zu fördern, wo wir nur können.

Allerlei.

Soll man den Haupthahn der Gasleitung des Nachts schließen oder nicht? Dies ist eine vielfach erörterte Frage. Die Antwort hierauf kann nur nein lauten. In jedem Haushalt gibt es heute die sogenannten Kleinsteller, auch gibt es immer irgend einen Gashahn, den man mit Rücksicht auf den geschlossenen Haupthahn des Nachts eben zu schließen vergißt. Wird dann des Morgens der Haupthahn wieder geöffnet, so strömt dann dort Gas unbenützt aus und kann mitunter auch zu recht unangenehmen Schädigungen führen. Man schließe also unbedingt jeden einzelnen Hahn und lasse den Haupthahn offen. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch das einzige zweckmäßige Mittel angegeben, wie man sich von der Dichtigkeit seiner Gasleitung überzeugen kann. Man schließe sämtliche in der Wohnung befindliche Gashähne, lasse aber den Haupthahn offen und beobachte nun den Literzeiger an der Gasuhr. Dieser soll dann selbstverständlich nicht weiter gehen, denn es darf auch bei geöffnetem Haupthahn kein Gas durch die Leitungen verloren gehen. Hat man auf diese einzig verläßliche Art festgestellt, daß an irgend einer Stelle dennoch Gas ausströmt, dann sorge man sofort für Abstellung durch sachkundige Hand.

Ein bedeutendes Ereignis! Erde, Wasser, Feuer, Luft, alles hat der Mensch bezwungen und sich dienstbar gemacht. Die Telegraphie drahtlos, ganze Häuser sind transportabel und Hundediners sind möglich geworden. Was bleibt dem nimmer ruhenden Geiste nun noch zu tun übrig? Gibt es noch etwas, wodurch er der Menschheit die hellste Bewunderung abnötigen kann? Wo kreucht noch ein Menschlein herum, das sich brüsten kann, noch nicht am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangt zu sein? Halt, erbarmungswürdiger Zweifler! Nur ein Mensch? Viertausend ernste Gelehrte haben sich zusammengetan, um etwas Neues, Großes, wahrhaft Bedeutendes zu leisten. Und zwar auf kirchlichem Gebiet. Wie? — — Soll etwa Rom zum Sitze einer Aktiengesellschaft werden? Das ist keine Errungenschaft, denn dieser Gedanke liegt ja schon lange nahe. Nur langsam. Der Kirche soll im Gegenteil etwas genommen werden, und zwar das, was sie zu einem einträglichen Geschäftsbetrieb notwendig braucht: die Hölle. Viertausend „ernste" Bibelforscher versammelten sich in Washington, um — vielleicht nach jahrzehntelangen „Studien" — einen weltbewegenden Schritt zu tun. Viertausend sind zu der gewiß schwierigen Erkenntnis gekommen, daß es dem menschlichen Gehirn unmöglich ist, die Lehre von der Schaffung der höllischen Folterkammer durch ein Wesen voll unendlicher Liebe zu verdauen. Und diese tapferen Viertausend haben folgende Resolution einstimmig beschlossen: „Wir verwerfen rückhaltlos als völlig unbiblisch die Lehre von einem Orte oder Zustand eines buchstäblichen Feuer- oder Schwefelsees für die Qual der Gottlosen; und ferner glauben wir auf Grund vieler persönlichen Zeugnisse, daß die große Mehrzahl der Geistlichen aller protestantischen Richtungen insgeheim die „Höllenfeuertheorie" verworfen hat, daß sie jedoch aus vermeintlich guten Gründen gezögert hat, ihren Gemeinden dies mitzuteilen; und wir glauben ferner, daß man aus diesem Grunde Tausende und wohl Zehntausende dem Zweifel oder dem Unglauben in die Arme geworfen hat." Ein Hosianna diesem „bedeutenden Ereignis", das einen sehr weltlichen Konkurrenzkampf in die verschiedenen Kirchengemeinden tragen wird. Ein Heil den viertausend frommen Männern, die den ungewollten Mut haben, über göttliche Lehren zu beraten wie über nicht mehr ganz zugkräftige Statuten eines halbverkrachten Vereins. Es lebe der Ruf: Nieder mit der Hölle! — denn er wird gerade in Rom mit der größten Unruhe vernommen werden. Und dann welch ein weites Feld der schönsten Betätigung wird da allen „ernsten" Gottesmännern geöffnet. Nach der Washingtoner Sitzung zu schließen, haben diese Bibelforscher und Geistlichen sehr viel freie Zeit. Warum also nicht auch gleich einen Kampfruf gegen die Höllen des Proletariats in den Bergwerken, in denen giftige Gase jeden würgend empfangen, und gegen die Fegefeuer in den Glashütten und Fabriken, in denen Arsendämpfe und fressender Staub langsam, stückweise morden? Warum keine Resolutionen gegen die „Schwefelseen" in den chemischen Industriebezirken, in denen — grauenhafter als sonstwo — in jedem Winkelchen Frau Sorge hockt, furchtbar in ihrem Bündnis mit dem chemischen Tod? Oder — sollten diese Höllen und Schwefelseen etwa nicht — unbiblisch sein?

Gegen den Alkohol.

Ueber das Staatsverbot im Staate Westvirginia teilt uns Professor Evert Hillsboro (Kansas) mit, daß der Sieg der Alkoholgegner noch größer ist, als anfänglich gemeldet. Es sind 164 812 Stimmen für das Verbot, 72 920 dagegen abgegeben worden, also ein Mehr von 91 886, nicht bloß 76 000. Das ist die größte Mehrheit, die je bis jetzt ein Staat für die Prohibition aufgebracht hat. Das Gesetz tritt erst 1914 in Kraft.

Große neue Erfolge der Nüchternheitsbewegung hat Finnland zu verzeichnen. Der Alkoholverbrauch ist dort auf etwa fünf Liter Bier pro Kopf der Bevölkerung und nur zirka zwei Liter Schnaps zurückgegangen, während in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung 90 Liter Bier und etwa 8½ Liter Schnaps kommen. Die Restaurants in den offiziellen Gebäuden, dem Landtag, dem Rathaus, dem Nationaltheater, sind alkoholfrei. Ebenso unterstützen die organisierten Arbeiter wie auch die Studenten die Enthaltsamkeit in jeder Weise.

Abstinenz im Altertum. Im vorigen Jahre wurde ein Teil der Bibliothek des berühmten assyrischen Herrschers ausgegraben, die aus dem siebten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammt. Von etwa 20 000 Tontäfelchen, die da gesammelt wurden, beschäftigten sich mehrere Hundert auch mit Medizin und enthalten eine große Anzahl Rezepte assyrischer Aerzte. Sehr interessante Aufschlüsse werden dadurch gegeben, die zeigen, mit welchem Verständnis und großer Beobachtungsgabe die ärztliche Wissenschaft ihre Aufgabe zu lösen suchte, natürlich mit Hilfe der ihr bekannten äußeren Hilfsmittel und Bedingungen. Schon damals wurden die Gewohnheitstrinker als Kranke behandelt, und es zeugte von hoher Einsicht, daß als einziges Mittel die Enthaltsamkeit vom Trinken empfohlen wurde. Wir können demnach wohl mit Recht sagen, daß auch der Kampf gegen den Alkoholismus schon vor 2500 Jahren bestand und die Beurteilung und die Einsicht in die Mittel des Kampfes, in bezug auf Trinker selbst, heute kaum weiter gediehen sind. (Entnommen der Zeitschrift Gesetz und Recht 1912, Heft 11.)

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Arbeiter-Jugend. Aus dem Inhalt der soeben erschienenen Nummer 7 des fünften Jahrgangs heben wir hervor: In die Freiheit. Ein Wort an die Schulentlassenen. — Regierung und Wahlrecht in Preußen. — Ein Charakter. Erlebnisse aus der Jugendbewegung. Von L. S. — Der Ring des Saturn. Von Bruno H. Bürgel. (Mit Abbildungen.) — Das Elend der Lehrmädchen. — Aus der Jugendbewegung (Thüringen, Fürth). Die Gegner an der Arbeit. Des Lehrlings Leidenschronik. Zur wirtschaftlichen Lage usw.

Beilage: Der Apachen-Ueberfall. Erzählung von Owen Wister. — Der Zusammenbruch Preußens. — Am Quell der Freude. Von Jürgen Brand. — Wie es im Jünglingsverein war. — Lehrjungensonntag. — Der Jugend Lohn. Gedicht. — Jungdeutschland. Bilderbogen in Versen.

Dr. V. Georgevitch, Serbischer Ministerpräsident a. D., **Die Albanesen und die Großmächte.** 8°. Leipzig 1913. **E. Hirzel.** Preis geheftet 2 Mk., gebunden 3 Mk.